

Von Staranwältinnen, Alpha-Mädchen und der Ikone des Feminismus

Festvortrag für das Sommerfest des Juristinnenbundes, Landesverband Berlin, am 23. Juni 2008

Ach, wären Justitias Augen doch nicht verbunden! Dann könnte sie im Fernsehen endlich sehen, wie Richterin Barbara Salesch bereits im neunten Jahr auf SAT 1 Strafrechtsdelikte verhandelt. Sie könnte neuerdings auch das Tun attraktiver Staranwältinnen verfolgen. Die geben sich nicht mit Saleschs banalen Alltagsfällen wie Diebstahl, unterlassene Hilfeleistung, Betrug oder Nötigung zufrieden, sondern angeln nach den ganz großen Fischen: Glenn Close brilliert in der US-Serie „Damages“ (Kabel 1) als eiskalte New Yorker Staranwältin für Wirtschaftsfragen. In ihrer Rolle als Patty Hewes setzt sie Großunternehmen auf die Anklagebank. Und bearbeitet grundsätzlich nur Fälle, die eine Entschädigungssumme von mindestens 100 Millionen Dollar versprechen.

Sitzen Sie dagegen unschuldig im Gefängnis und hoffen auf eine Wiederaufnahme Ihres Prozesses, dann sind Sie bei Alexandra Neldel richtig (ja genau, die Brillenschlange und Zahnschmerzmittelträgerin aus „Verliebt in Berlin“). In der Serie „Unschuldig“ (Pro 7) kämpft sie als TV-Anwältin – im Zweifel mit allen mehr oder minder legalen Mitteln – für die Gerechtigkeit. Und auch in der ZDF-Reihe Wilsberg gewinnt im Hintergrund die junge Anwältin und Wilsbergs Pflege Tochter Alex Holtkamp immer stärker an Profil. (In der ARD lässt die taffe Bildschirm-Staranwältin noch auf sich warten: Bewerbungen aus diesem Kreis nehme ich gern entgegen.)

Es scheint, als hätten Drehbuchautoren und -autorinnen nach der Flut von Kommissarinnen nun die Anwältinnen für sich entdeckt, ja, als sollten die Juristinnen den männlichen Mitbewerbern von „Boston Legal“, „Shark“ oder dem TV-Flop „Die Anwälte“ kräftig Paroli bieten.

Wie aber sieht es in der Realität aus? Das wissen Sie viel besser als ich. Zwar sind bereits knapp ein Drittel aller zugelassenen Anwälte Frauen und gut ein Drittel der Richter und Staatsanwälte weiblich. Ich bin froh darüber, hier heute Abend zahlreiche Top-Juristinnen zu sehen – viele davon erfreulicherweise in Top-Positionen als Gerichtspräsidentinnen, Politikerinnen und Managerinnen. Richtig ist aber auch, dass die meisten Frauen heute noch immer im Familien- und Sozialrecht tätig sind – und anders als in der Serie „Damages“ eben gerade nicht im lukrativen Wirtschaftsrecht. Und wie fast überall sind auch Anwältinnen bei der Vergütung noch

immer schlechter gestellt als ihre Kollegen, verdienen durchschnittlich 20 Euro pro Stunde weniger.

Können Fernsehserien helfen, die Rolle von Frauen in klassisch männlichen Berufsfeldern zu stärken, oder transportieren sie lediglich Zerrbilder? Ist die aufgeflammete Diskussion über die dritte Welle des Feminismus – im Wesentlichen geführt von Alice Schwarzer auf der einen und den so genannten Alphamädchen auf der anderen Seite – dazu geeignet? Diesen beiden Fragen möchte ich heute nachgehen. Schön, dass „Der Spiegel“ passend dazu in seiner heutigen Ausgabe die ketzerische Frage stellt: „Was vom Mann noch übrig ist“? (offizieller Anlass: das fünfzigjährige Jubiläum des Gleichberechtigungsgesetzes) und, typisch SPIEGEL, der Titelbild-Mann bringt es nach 50 Jahren Gleichberechtigung noch auf – geschätzte – 48 Zentimeter Körpergröße. Der Arme. Schweres Schicksal.

Zum ersten: Wie sehr prägt die Medienwelt unsere Vorstellung von Gleichberechtigung? Welche Zerrbilder transportieren Medien?

Die Frage stellt sich vielleicht mehr denn je. Denn das Fernsehen zeichnet noch immer ein Bild von Frauen und Familie, das selten der Realität entspricht. In Spielfilmen dominieren erfolgreiche Singles, während Hausfrauen und Kleinfamilien auf dem Bildschirm als Auslaufmodell gelten. Unser Rollenverständnis und Frauenbild prägen auf der einen Seite alleinerziehende Fernsehheldinnen, die das „Multitasking“ beherrschen, und melancholisch einsame Wölfinnen im Krimi auf der anderen Seite: Kommissarinnen, die ihre Beziehungen berufsbedingt vernachlässigen, – oder eben die eingangs geschilderten Staranwältinnen, die im Beruf ungeahnte Brutalität walten lassen, zu Hause aber an ihrem pubertierenden Nachwuchs scheitern. Immerhin ließ sich kürzlich die ARD-„Allzweckwaffe“ Maria Furtwängler alias Kommissarin Charlotte Lindholm von ihrem Fernseh-Sohn im Säuglingsalter nicht davon abhalten, undercover in einer Kleingartenkolonie zu ermitteln: Der Mörder ist eben doch immer die Gärtnerin! Deutschland wäre aber bald entvölkert, nähmen wir uns die Frauen im Fernsehen zum Vorbild: Deren durchschnittliche Geburtenrate liegt nämlich bei mageren 0,3 – in ihren Bildschirm-Rollen, wohlgemerkt, nicht im wahren Leben (da hält Angelina Jolie

Dagmar Reim



Intendantin des Rundfunk Berlin-Brandenburg

tapfer dagegen, mit eigenen und adoptierten Kindern)!

Anders als vor 20, 30 Jahren ist es heute selbstverständlich, dass unsere Fernseh-Protagonistinnen fast ausnahmslos berufstätig sind – nicht selten sogar in verantwortungsvollen Positionen. Dies deckt sich wenigstens teilweise mit der Wirklichkeit: Zwar gehen 62 Prozent der deutschen Frauen einem Job nach. Aber: Sie verdienen im Schnitt ein Viertel weniger als ihre männlichen Kollegen. Und obwohl Frauen heute so gut ausgebildet sind wie nie zuvor und häufig früher in qualifizierte Positionen gelangen als Männer, sind sie in Führungsetagen noch immer deutlich unterrepräsentiert. Ähnlich sieht es in meinem Berufsstand aus: Seit mehr als 20 Jahren verfolge ich den Berufsweg von Volontärinnen und Volontären. Junge Frauen wie

Männern. Die sind ja auch inzwischen Vater geworden ...

Frauen jedenfalls neigen nicht prinzipiell zu wilden Gebärstreiks, nur weil sie Tag für Tag einer Arbeit nachgehen. Das sehen wir in Schweden, in Frankreich oder Island. Dort sind nicht nur deutlich mehr Frauen berufstätig als bei uns, sie bekommen im europäischen Vergleich im Schnitt die meisten Kinder. Mehr Krippen, mehr Kindergärten, mehr engagierte Väter, mehr tolerante Arbeitgeber: Ob's auch daran liegt, dass junge deutsche Ärztinnen in Scharen nach Schweden auswandern? Verständnis dafür habe ich.

Wie gesagt: Fast zwei von drei Frauen in Deutschland sind berufstätig; doch nur jede zehnte schafft es in Führungspositionen. Im Top-Management wird die Luft für Frauen besonders dünn: nur knapp sechs Prozent der Frauen sind hier bisher angekommen. In den größten deutschen Unternehmen, den Dax-30-Konzernen, sitzt derzeit nur eine einzige Frau im Vorstand, bei der Hypo Real Estate. Das Zwischenspiel von Karin Dorrepaal im Vorstand von Schering war mit der Übernahme durch Bayer leider beendet; wenigstens lässt Bahnchef Mehdorn Margret Suckale mit den Lokführern ringen.

Im Journalismus sieht es nicht viel anders aus. Frauen sind einerseits immer häufiger auf dem Bildschirm präsent – so sie denn, das ist jedenfalls der Regelfall, jung und nett anzusehen sind. Oder wäre es vorstellbar, dass ein weibliches optisches Äquivalent zu Waldemar Hartmann eine Chance hätte, im Fernsehen zu moderieren? Obwohl längst mehr als die Hälfte aller Volontärsplätze bei Zeitungen, Radio und Fernsehen an Frauen vergeben werden, schaffen es nur einige wenige bis an die Spitze eines Verlages oder Senders. „Emanzipationskulissee“ nennt die Buchautorin Andrea Kaiser dieses Phänomen. Es ist leider wahr: Bascha Mika von der taz, Anke Schäferkordt von RTL, Monika Piel beim WDR und ich sind immer noch Ausnahmerecheinungen an der Spitze deutscher Medienunternehmen. (Dass sich ProSiebenSat.1 nach dem Abgang von Guillaume de Posch eine Frau auf den Chefessel holt, halte ich für eher unwahrscheinlich – die Herren Finanzinvestoren und Unternehmensberater bleiben gern unter sich ...)

Fast zwei von drei Frauen in Deutschland sind berufstätig; doch nur jede zehnte schafft es in Führungspositionen. Im Top-Management wird die Luft für Frauen besonders dünn.

Männer treten hervorragend vorbereitet bei uns an und stürzen sich mit Begeisterung in die journalistische Ausbildung. Geschlechterverhältnis zu dieser Zeit: ungefähr halbe – halbe.

Zehn Jahre später treffe ich so gut wie alle Männer wieder. Sie sind inzwischen Redakteure, Reporter, Ressortleiter. Von den Frauen ist – wenn es gut geht – noch jede fünfte im Sender. Viele von ihnen haben Kinder und sind in der Berufspause, die oft in den Abschied vom Beruf mündet. Die meisten dieser Frauen steigen nicht aus dem Beruf aus, weil sie Millionäre heiraten. Nicht wenige hatten mir als fröhliche Volontärinnen gesagt, meine Generation habe ja damals ganz schön kämpfen müssen um gleiche Rechte. Für sie sei Emanzipation selbstverständlich. Doch: „Irgendwo auf dem langen Weg von den starken Mädchen in der Schule bis zu Kohls Mädchen, der heutigen Kanzlerin, gehen die Frauen in Rudeln verloren.“, schreibt die SZ-Autorin Susanne Schneider. Das stimmt leider. Und Schuld daran, das gehört zur Ehrlichkeit, sind nicht allein die Männer.

Theorie und Praxis, Erwartung contra Erfahrung, Plan trifft Realität. Damit kein falscher Ton anklingt: wenn Frauen sich freiwillig und nach gründlicher Überlegung entscheiden, Familienarbeit den Vorzug zu geben, ist das aller Ehren wert. Aber man wird es bemerkenswert finden dürfen, dass eine von fünf Frauen, wenn sie Mutter wird, in unserem Beruf weitermacht, aber fünf von fünf

Damit komme ich zur zweiten Frage: Warum flammt die Diskussion über die dritte Welle des Feminismus gerade jetzt zu Beginn des 21. Jahrhunderts auf?

Weil Alice Schwarzer, die „Ikone des Feminismus“ (so sieht sie Harald Schmidt), die Gründerin, Verlegerin und seit kurzem auch wieder Chefredakteurin von Emma vergangenes Jahr das Pensionsalter er-

reichte? Wohl kaum. Mit Alice Schwarzer hat dies nur am Rande zu tun. Das ist es ja, was sie so ärgert. Vielmehr fragt sich die junge Generation, wie es sein kann, dass alle Gleichberechtigung wollen, sie gesetzlich weitgehend verwirklicht ist, aber in der Realität kaum stattfindet.

Thea Dorn wollte mit ihrem Buch „Die neue F-Klasse“ den Feminismus modernisieren, sprach von „unübersehbaren Differenzen“ zwischen ihrer Generation und „dem klassischen 70er-Jahre-Feminismus“. Jana Hensel und Elisabeth Raether fordern „Neue deutsche Mädchen“. Und Meredith Haaf, Susanne Klingner und Barbara Streidl erklären in ihrem Buch „Wir Alpha-Mädchen“, „warum Feminismus das Leben schöner macht“. Ganz zu schweigen von den viel zitierten „Feuchtgebieten“ von Charlotte Roche. Nicht nur die Zielgruppe der Mädels zwischen 25 und 35 lesen diese Bücher gern: Wie Buchhändler berichten, ist das Werk auch bei Männern jenseits der 50 sehr gefragt ... So populär waren Titel, die das F-Wort zum Thema haben, seit den 80er Jahren nicht mehr, wundert sich die Genderforschung.

Alice Schwarzer indes vertritt die Ansicht, wir brauchen keinen neuen Feminismus, sondern nur genügend Elan, um den alten endlich umzusetzen. Nach dem brutalen Rauswurf (inkl. Nachtreten) ihrer Nachfolgerin Lisa Ortgies nach nur zweimonatigem Schnupperpraktikum schütteten die deutschen Feuilletons eimerweise Hämme über Schwarzer aus.

Schritt für Schritt zerstöre Schwarzer ihr Lebenswerk, ist dieser Tage zu lesen. Sie habe ungeachtet der von ihr selbst betriebenen Anti-Porno-Kampagne für die Bild-Zeitung geworben („Jede Wahrheit braucht eine Mutige, die sie ausspricht“), obwohl diese täglich Busen-Wunder auf Seite 1 zeigt (kürzlich übrigens, dies nur am Rande, entblößte sich eine gerade mal 13-Jährige, deren Mutter dem Fotoshooting zugestimmt hatte). Schwarzer tummle sich in Talk- und Gameshows jener Sender, die nachts auch gern mal Pornografisches zeigten; und ihre Anflüge von Größenwahn schockierten eher, als dass sie beeindruckten. „Ich bin, mit Verlaub, liebe späte Mädchen, auch nicht abzulösen“, sagte sie in ihrer Dankesrede für den Börne-Preis. Schwarzers Ablösung ist nicht das Ziel der jungen Feministinnen. Sie stören sich vielmehr daran, dass Schwarzer sich neuen Themen konsequent verschließt.

Neue Themen? Was wollen die Alpha-Mädchen? Ganz nach Gittes Motto: alles! Nicht mehr und nicht weniger. Sie wollen weiblich sein, Erfolg im Beruf haben, Mutter werden, eine Partnerschaft im Wortsinne haben und dabei Kinder und Karriere unter einen Hut bringen. Sie vertreten nicht Emmas Schwarz-Weiß-Denken „Mann-gegen-Frau“, wonach die Frau immer das Opfer und der Mann immer der Täter ist. Jana Hensel und Elisabeth Raether werfen Schwarzer in diesem Zusammenhang „Buchhalter-Feminismus“ vor.

In Schwarzers Augen wiederum betreibt die neue Generation von Frauen lediglich „Wellness-Feminismus“ und trägt so zur Verluderung der Bewegung bei. Sie interessierten sich allein für Karriere und Männer, statt sich um zwangsverschleierte Musliminnen und aus dem Frauenhandel rekrutierte Prostitu-

ierte zu kümmern, schimpfte die strenge Katechetin des Feminismus jüngst in der Frankfurter Paulskirche.

Das Elend von Zwangsprostituerten oder die schrecklichen so genannten Ehrenmorde sind den Alphamädchen ganz sicher nicht egal, aber näher ist ihnen – verständlicherweise – ihre eigene Lebensplanung. Wie schrieb kürzlich eine Kollegin vom Tagesspiegel so schön: „Sie wollen den Feminismus aus der lilafarbenen Kampfhecke hinein in die Mitte der Gesellschaft holen.“ Und da gehört er meiner Ansicht nach auch hin. Die Alpha-Mädchen intonieren keine Klagelieder, sondern wagen es, mitunter auch Spaßgesänge anzustimmen. Und stoßen damit, im besten Falle, auf mehr Verständnis bei jungen Frauen wie Männern.

Das Verhältnis zwischen der Emma-Gründerin und ihren ungeliebten Töchtern charakterisierte Harald Schmidt kürzlich so: „Alice Schwarzer hat für sie eine ähnliche Bedeutung wie Franz Beckenbauer für den Fußball: Wir werden nie vergessen, dass sie den Feminismus nach Deutschland geholt hat, aber aus dem Tagesgeschäft soll sie sich bitte raushalten.“

Ehrlich gesagt mache auch ich mir so meine Gedanken, wie geschichtsvergessen manch' junge Frauen daherkommen, für wie selbstverständlich sie die Errungenschaften der Frauenbewegung halten. So lange ist es schließlich noch nicht her, dass Ehemänner ihren Frauen die Erwerbstätigkeit verbieten konnten, dass man für einen Schwangerschaftsabbruch im Gefängnis landete und gesellschaftliche Ächtung riskierte. In den vergangenen Jahrzehnten ist viel erreicht worden, auch und gerade dank Emma und Alice. Frauen haben das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung und – zumindest – die formale Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt.

Eine Bundeskanzlerin regiert Deutschland, im nächsten Jahr repräsentiert vielleicht erstmals eine Bundespräsidentin das Land und kickende Frauen gewinnen die WM. So weit, so gut. Fakt ist jedoch: Auch wenn die Alpha-Mädchen alles für möglich halten, geändert hat sich – in der Breite – bisher wenig. Oder wieso erreichen in Deutschland so wenige Frauen Top-Positionen? Wie Julia Friedrichs in ihrem – streckenweise deprimierenden – Buch „Gestatten: Elite“ konstatiert: Elite ist männlich. Die old-boys-networks funktionieren hervorragend, Jungs werden zugelassen, Zutritt für junge Frauen dagegen: schwierig.

Obwohl keine Generation zuvor so gut ausgebildet und so selbstbewusst wie die der Alpha-Mädchen sei, scheiterten die jungen Frauen bei der Begegnung mit ihrem „sexistischen Chef, dem überforderten Ehemann, den ehrgeizigen Freundinnen oder den traditionsbewussten Bekannten“ – schreiben Meredith Haaf, Susanne Klinger und Barbara Streidl. Es seien subtile Hindernisse, die ihnen den Weg versperrten und nicht das „große, böse Patriarchat an sich“. Diese Hindernisse wollen sie benennen und den Frauen auf diese Weise das „generationsübergreifende Gefühl des Scheiterns“ nehmen.

Wo liegen die Hindernisse wirklich?

Erstens: Die wenigsten Frauen planen – meiner Erfahrung nach – ihre Karriere strategisch. Lange Erziehungszeiten sind oft ein Aufstiegshemmnis.

Zweitens: Aus Mangel an Selbstvertrauen greifen Frauen häufig nicht zu, wenn sich ihnen die Chance für den beruflichen Aufstieg bietet. Wie ließe sich sonst erklären, dass 40 Prozent der Akademikerinnen kinderlos sind und es dennoch nicht in die Chefetagen geschafft haben? Dagegen scheint im Wortschatz der Männer das Wort „Selbstzweifel“ nicht zu existieren. Frauen fehle der Stallgeruch, analysierte kürzlich Susanne Schneider im SZ-Magazin.

Drittens: Frauen haben häufig keine Mentoren. Männer werden überproportional häufig von Vorgesetzten gefördert, Frauen dagegen erhalten oft nur aus dem Kollegenkreis, aus derselben Hierarchieebene, Unterstützung. Männer in der obersten Führungsebene bestärken Frauen nur dann auf ihrem Weg nach oben, wenn sie Emanzipation als etwas Selbstverständliches betrachten – weil sie etwa selbst mit einer berufstätigen Frau verheiratet sind. Umgekehrt fördern Männer, die zu Hause nach dem traditionellen Rollenmuster leben, seltener gezielt Mitarbeiterinnen. Ist ja auch einleuchtend: Das Modell „Mutter meiner Kinder“ und „Frau an meiner Seite“ ist für die meisten Männer viel bequemer. Die Herren wollen lieber unter sich bleiben. Und wenn die Frau an der Seite aufmuckt, dann wird sie eben ausgetauscht gegen Nummer 2, 3 oder 4.

Erst dann, wenn mehr Frauen in Spitzenpositionen tätig sind, wird sich das Klima in den Unternehmen, Kanzleien, an Universitäten und Gerichten, in Verlagen und Funkhäusern nachhaltig zugunsten von Frauen verändern. Solange Frauen allein unter Männern sind, richten sich alle Blicke auf sie, werden enorme Erwartungen geschürt – im positiven wie im negativen. Sie sollten, um es allen Recht zu machen, eine Mischung aus Mutter Teresa, Condoleeza Rice und Anna Netrebko sein. Studien zufolge haben Frauen vor allem dort gute Aufstiegschancen, wo bereits mehr als 20 Prozent weibliche Führungskräfte vertreten sind. Es wird also noch ein paar Tage dauern – aber eine der wesentlichen weiblichen Eigenschaften ist ja bekanntlich die Geduld ... Ein junger, aufstiegsorientierter Mann gilt im Beruf gern als strebsam, taff, durchsetzungsstark. Eine junge Frau mit denselben Merkmalen kämpft oft mit Bewertungen wie karrieregeil, eiskalt und – unterste Schublade – stutenbissig. (Von hengstbissigen Männern habe noch nie gehört ...)

Heute fallen jungen Frauen kaum Vorbilder ein, wenn sie über Frauen in Führungspositionen nachdenken. Und manches Vorbild diskreditiert sich gerade selbst ...

Und noch etwas: Frauen sollten unbedingt darüber nachdenken, was sie unter „Macht“ verstehen. Meine Erfahrung zeigt, dass gerade Frauen meinen, nur in einem harmonischen Arbeitsumfeld leben zu können. Wer aber weiterkommen will, muss es auch aushalten können, allein zu sein und angegriffen zu werden. Ich kann davon gerade ein Liedchen singen ... Der Abschied vom geschützten Biotop gehört dazu. Macht wohnt nun einmal nicht der Kuschelecke. Dabei sollten Frauen nie Männer kopieren. Das haben sie gar nicht nötig. Ihr Blick für Menschen und Situationen, Ihre Intuition sind gefragt. Das dicke Fell kann man sich nicht anzüchten (notfalls tut's ein Fellmantel...).

Überdies gilt es, den ewig weiblichen Drang zum Perfektionismus auf allen Gebieten abzulegen. Wie oft habe ich im Büro darüber nachgedacht, ob zuhause das Geschenk für den Kindergeburtstag bereitliegt und ob der Turnbeutel es bis in die Grundschule geschafft hat. Derlei (quälende) Gedanken sind mir von männlichen Kollegen nicht überliefert. Selbstverständlich gab es sie auch, die dunkelgrauen, die rabenschwarzen Tage, an denen mir alles zu viel wurde und an denen ich mich fragte: „Was hast du hier verloren? Du solltest bei deinen Kindern sein!“ Frauen, die behaupten, nie im Leben ein schlechtes Gewissen bei der Arbeit gehabt zu haben, lügen. Männer, die ein schlechtes Gewissen haben, weil sie arbeiten, obwohl sie Vater sind, müssen wohl noch geboren werden.

Ich rate jungen Frauen daher vor allem eines: Suchen Sie sich Ihren Partner sehr genau aus. Das klingt banaler, als es ist, denn nicht jeder Mann erträgt eine erfolgreiche Frau. Außerdem ist es hilfreich, sich gemeinsam und rechtzeitig zu überlegen, wie beide Familie und Beruf vereinen wollen. Denn diese Frage werden Frauen (im Gegensatz zu ihren Männern) auch in Zukunft immer wieder beantworten müssen. Da ist es dann schon gut, vor der Schwangerschaft zu klären, wer wann wie lange welche Rolle übernehmen will – und wie der andere ihn dabei unterstützen wird.

„Ich kann es nicht mehr hören, wenn beklagt wird, dass so wenige Frauen im Management sind. Es muss heißen: wieder kein Mann in Elternzeit“, wettete Sybille Hartmann, die 1994 als eine der ersten einen Teilzeitjob im Management von Unilever durchsetzte. Kürzlich formulierte Gundula Gause im heutejournal die Meldung: „Im vergangenen Jahr gönnten sich 10.000 Väter die volle Elternzeit.“ Als handele es sich um ein Wellness-Wochenende in Bad Saarow ... Könnte man sich umgekehrt die Formulierung vorstellen: „100.000 Frauen gönnten sich die Elternzeit“? Sich um kleine Kinder zu kümmern, ist schön, aber auch harte Arbeit – jeder Vater, der sich die Elternzeit „gegönnt“ hat, weiß das.

Jeder sucht (und findet hoffentlich) den für ihn richtigen Lebensstil und -partner. Prinzipienreiterei (da fällt mir nicht nur Eva Hermans Endlos-Reihe ein) hilft nicht weiter. Männer im Beruf haben die Familie häufig im Rücken, Frauen haben sie meist im Nacken. Zur Hausarbeit fühle ich mich nicht mehr hingezogen als mein Mann, der übrigens besser bügelt. Mit Veranlagung, denken wir beide, hat das nichts zu tun. Eher schon mit Übung. Wer bügeln lernen kann, kann auch den Umgang mit der Macht lernen. Dieser Übung fehlt es Frauen noch immer. Aber da hilft eben nur: Üben, üben, üben.

Ein Hoffnungsschimmer (damit wir unseren Kummer gleich nicht in Wein ertränken müssen)? Die kürzlich veröffentlichte Brigitte-Studie „Frauen auf dem Sprung“. Sie belegt: In 10 bis 15 Jahren wird der Geburtenrückgang so dramatische Auswirkungen zeigen, dass die Wirtschaft es sich vermutlich nicht mehr leisten kann, auf 50 Prozent ihrer besten Kräfte zu verzichten. So lange möchte ich mich eigentlich nicht gedulden. Sollte Justitia so lange nicht warten wollen, muss sie vielleicht ab und an ihre Augenbinde ablegen und Trost in den neuen Anwaltsserien suchen ...